Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 9 (1915)
Heft: 6

Artikel: Die zwei Wege (Matth. 6, 25-33)
Autor: Ragaz, L.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-133532

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die zwei Wege.[1]

Matth. 6, 25—33.

Liebe Gemeinde! Ist es Unbedachtheit oder Kühnheit, wenn wir in den Tagen, wo der Kanonendonner und der Schrei des Hasses unser geistiges Ohr betäuben, gerade diese zartesten und lieblichsten Worte der Bergpredigt, diese Worte, die wie aus einer andern Welt zu stammen scheinen, vor uns aufsteigen lassen? Aus einer andern Welt stammen sie — das ist in der Tat richtig und damit ist auch schon gesagt, was ihr letzter Sinn ist: wir haben hier den Gegensatz zweier Welten vor uns. Man hat ja über den Sinn und die Wahrheit dieser Worte viel gesonnen und gestritten, oft auf recht verkehrte Weise. Man hat sich an die einzelnen Bilder gehalten, die der Herr braucht, um das, worauf es ihm ankommt, auszudrücken. Man hat sie, wenn ich so sagen darf, schulmeisterlich behandelt, hat Dogmen daraus gemacht, hat die paradoxe Art nicht verstanden, womit der Meister die Wahrheit des Gottesreiches darzustellen pflegt. Man hat gefragt: „Müssen denn nicht auch Lilien des Feldes verdorren, weil es ihnen an Tau oder an Erdreich fehlt? Werden sie nicht vom Fuß des Menschen zertreten? Und müssen nicht auch Vögel des Himmels verhungern oder erfrieren? Wie können sie uns denn ein Beispiel dafür sein, daß wir nicht sorgen müssen? Wohin kämen wir, wenn wir nicht arbeiteten und dafür sorgten, daß wir und die Unserigen das Nötige bekommen?" Als ob er, der sich uns überall so realistisch zeigt, so nüchtern im höchsten Sinne des Wortes, der Welt und Menschenwesen mit so scharfem Auge betrachtet, so billige Weisheit nicht gekannt hätte! Als ob er meinte, daß wir nicht arbeiten und Fürsorge üben sollen! Als ob er vielleicht gar die Unnötigkeit sozialer Reformen hätte behaupten wollen! Nein, so aus der Welt heraus führt uns Jesus nicht. Aber das ist freilich richtig: er zeigt uns eine andere Welt, als die, worin die Meisten von uns leben und unser Wesen haben. Zwei Arten zu leben gibt es, sagt er uns. Da ist einmal die Art der reinen Kinder der Welt.

[1]) Predigt, gehalten am 6. Juni in der Kirche von Oberstraß in Zürich.

Sie leben für die Welt und von der Welt. Ihr Bemühen ist auf die natürlichen Güter des Lebens gerichtet, die doch schließlich am kürzesten und besten durch die Frage beschrieben werden: „Was werden wir essen? Was werden wir trinken? Womit werden wir uns kleiden?“ Es sind ja die wirtschaftlichen Dinge, die das natürliche Leben der Menschen in solchem Maße beherrschen, daß man auf die Meinung kommen kann, es gebe neben ihnen überhaupt keine Mächte und Kräfte mehr, die für die Gestaltung des Menschendaseins ernstlich in Frage kämen. Gewiß erhebt sich des Menschen Herz noch höher: es begehrt Freude, Glück, Ehre, Macht, Liebe — aber es bleibt dabei doch verzweifelt stark an jene Elemente des Lebens gebunden, besonders an das Geld. Es wird zur Bedingung alles Uebrigen, zur allbeherrschenden Macht, zum Gott, kurz: es wird Mammon. Er ist der Gott der Welt; die Welt regiert ganz gewiß er — darin hat das Sprüchwort Recht. Aber ob nun Geld oder höhere Güter, jedenfalls sind es Güter der Welt. In diese sind die Menschen, die Jesus im Auge hat, verstrickt. Er nennt sie einfach „Heiden“. Damit will er wohl nicht sagen, daß kein Heide etwas Besseres kenne, sondern bloß, daß bei ihnen diese Art begreiflich und natürlich sei. Denn sie kennen keinen Gott, der mehr wäre als die Welt. Er tadelt diese Heiden auch nicht eigentlich, er sagt bloß, daß sie sich in Sorge verzehren müssen. Sie sind in dem Trachten nach diesen natürlichen Gütern gefangen, kommen darin nicht zu Atem und sind in aller Freude und Herrlichkeit Sklaven. Und wie leicht geschieht es, daß ihnen diese Freude und Herrlichkeit über Nacht zunichte wird! Denn es waltet ein Gericht über allem, was bloß von der Welt ist; es wird vom Glutwind der Vergänglichkeit verzehrt. — Es gibt aber einen andern Weg und er ist's, den Jesus mit diesen viel mißverstandenen Worten zeigt. Es ist der Weg höchster Freiheit, den die Bürger des Gottesreiches, die Söhne und Töchter des himmlischen Vaters, gehen. Sie leben nicht von der Welt, wie sie auch nicht für sie leben. Sie kennen eine höhere Wirklichkeit, an die sie gebunden sind: das ist der Vater selbst und sein Reich. Ihr Gott ist nicht, wie der Heiden Gott, nur das letzte Wort der Welt, nur ein anderer Ausdruck für Natur und Naturordnung oder Schicksal, er ist der, der die Welt in der Hand hält, der im Regimente sitzt, der lebendige Gott, der helfen kann, der treue Vater, der helfen will, der Gott, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt und der die Haare auf ihrem Haupte gezählt hat. Sie aber sind seine Kinder, seine Söhne und Töchter, von seinen Engeln umgeben, von seiner Treue getragen, der Ewigkeit teilhaftig und von unendlichem Wert. Wenn sie das wissen, wenn dieser Gott ihnen eine Wirklichkeit, ja die Wirklichkeit ist, dann sind sie in der Lage, ein völlig anderes Leben zu führen, als die Heiden. Sie leben von Gott und für sein Reich. Zwar leben auch sie in der Welt, selbstverständlich. Sie müssen essen, trinken, sich kleiden. Sie müssen arbeiten, fürsorgende

Gedanken walten lassen. Vollends ist ihnen das soziale Problem wichtig genug. Es scheint da auf den ersten Blick kein Unterschied zu sein. Und doch ist er da und ist riesengroß: das Schwergewicht liegt jedesmal auf der entgegengesetzten Seite. Die Kinder des Reiches — die, die es wirklich sind — kennen jene Sorge nicht, die die anderen bindet. Sie arbeiten und sinnen, aber sie wissen, daß zuletzt doch nicht sie es sind, die mit ihrem Sorgen und Sinnen die Dinge machen. Welch eine Torheit, zu meinen, daß wir unser Leben machen! Alles wirkliche Leben wird geschenkt, unser Geschick kommt aus großer Tiefe! Wir werden nicht im Stiche gelassen. Es wird für uns gesorgt. Und zwar ist dies in dem Maße der Fall, als wir entschlossen das Leben leben, das allein wahres Leben ist: als wir aus Gott leben und für sein Reich. Es wird uns dann einfach gegeben, was wir brauchen: Gesundheit, Leben, Kraft, Nahrung, Liebe, Freude. Wir werden vom Mammon, dem Gott der Welt, frei, und frei von der Sorge. So ereignet sich das hohe Wunder: während den Kindern der Welt, den „Heiden", ob all ihrem Sorgen schließlich doch entschwindet und zu Trümmern geht, um was sie sorgten, wird den Bürgern des Reiches, die nicht darum sorgen und gerade weil sie nicht darum sorgen, alles hinzugefügt, was sie von der Welt brauchen. Es wird ihnen das Sklavenjoch abgenommen und der Weg zu einer seligen Höhe der Freiheit gezeigt.

Und nun, liebe Freunde, stehen wir nicht erschüttert vor der Möglichkeit, die sich hier vor uns auftut? Wenn es eine solche Welt gibt und einen solchen Weg, und wir diesen Weg betreten könnten — das wäre ja eine ungeheure Umwälzung unseres Lebens, das wäre ja eine Erlösung ohnegleichen, ob der unsere Seele aufatmete und aufjauchzte! Denn wer von uns möchte nicht das Joch der Weltgefangenschaft abwerfen und den Weg der Freiheit gehen, der Freiheit von der Sorge und vom Mammon? Aber nicht nur um uns Einzelne handelt es sich — wenn das, was Jesus uns zeigt, Wahrheit ist, dann muß es, sobald damit Ernst gemacht wird, zu einer Revolution dieses Weltwesens führen, mit der verglichen alle politischen, sozialen und andern Revolutionsgedanken ein Kinderspiel sind. So hätten wir also in diesen Worten Jesu nicht etwas wie ein schönes Märchen, ein freundliches Gedicht, eine edle Schwärmerei vor uns, sondern einen gewaltigen Angriff auf unsere Welt, einen Posaunenstoß, der einen neuen Menschheitstag verkündigt, die mit ungeheurer Wucht gestellte Frage des wahren Lebens. So wären wir auf einmal vor eine Wahl, eine Entscheidung gestellt, je nach deren Ausfall unser Leben eine ganz verschiedene Gestalt annehmen müßte.

Ja, liebe Freunde, das ist es und nichts Anderes! Wir sind, vielleicht ohne es zu ahnen, ins Zentrum der Gottes- und Menschenfrage gelangt. Das sind die Dinge, auf die es letztlich ankommt. Das ist der Ernst und die Gewalt der Sache Jesu. Warum aber reden wir gerade heute davon? Wir reden davon, weil

wir damit auch mitten in das Zentrum des Kampfes geführt werden, der heute die Welt bewegt. Und nun müssen wir zuerst wiederholen, was wir zum Beginn unseres Weges festgestellt haben: die Welt, wie sie sich uns heute darstellt, ist das Gegenteil der Welt, die Jesus uns zeigt. Was heute die Menschen zum Weltkrieg gegen einander führt, zu diesem Weltkrieg, der nicht nur einer der Kanonen und Bajonette, sondern auch einer der Seelen ist, das ist das Trachten nach dem Reiche der Welt und seiner Gerechtigkeit. Was für Beweggründe auch die einzelnen Völker und Menschen dabei haben mögen, die letzte Ursache des Zusammenstoßes ist doch der Kampf um die Macht. Die Völker wollen groß sein; sie wollen sich entfalten, wollen einen möglichst ausgiebigen Anteil an dem Reiche der Welt. Dabei stellen sich aber Unterschiede ein in den Beweggründen, aus denen man Macht erstrebt. Es gibt Naturen, vielleicht auch ganze Völker, die nach Macht dürsten einfach um der Macht willen oder auch, weil Macht auch Reichtum gewährt und allen Genuß, der mit dem Reichtum verbunden ist. Wir können sie die Realisten der Macht nennen. Es ist der Geist Roms, der dem natürlichen Menschen mehr oder weniger stets innewohnt. Da ruft man uns zu: „Die Menschengeschichte ist nun einmal, nicht anders als die Naturgeschichte, ein Kampf um die Macht. Jeder nimmt davon, was er kann und der Stärkere hat recht.“ Aber über diese Art erheben sich die, die ich die Idealisten der Macht nennen möchte. Sie erklären uns: „Wir begehren die Macht keineswegs bloß um der Macht willen, sondern um eines höheren Zweckes willen. Reine Macht ist auch uns verhaßt und der Kampf um die Macht auch uns etwas Schreckliches. Aber dieses Schreckliche ist nötig, weil es den Weg zu Höherem und Höchstem bildet. Denn über dem Fundament der Macht und Gewalt erhebt sich die Selbständigkeit und Freiheit des Volkes und noch mehr als dies: es kann sich, wenn einmal die materiellen Vorbedingungen verwirklicht sind, eine höhere Kultur entwickeln, Kunst, Wissenschaft, höhere Menschlichkeit. Es muß zuerst ein Leib da sein, damit die Seele sich entfalten kann. So müssen sich die einzelnen Völker zuerst national entfalten, nachher mögen sie sich dann zu einer Menschheit zusammenschließen. Es muß vielleicht ein Volk die andern mit Gewalt zu einer gewissen Einheit, einem Imperium, zusammenfügen und muß dies tun durch den Hammer, der Schwert heißt; auf dieser Grundlage mag dann das Haus des Weltfriedens errichtet werden.“ So reden auch die Christen, besonders die Theologen. Man merkt ihnen wenig an, daß sie die Bergpredigt gelesen haben. Noch viel leidenschaftlicher als die Andern verteidigen sie das Trachten nach der Welt: „Das Gottesreich“, sagen sie, „mag das letzte Ziel der Geschichte sein, aber wir gelangen zu ihm nur dadurch, daß zunächst die einzelnen Völker für sich selbst sorgen, stark und groß werden. Wenn sie zu diesem Zwecke Krieg führen, so ist dies eine heilige Sache und auch im Sinne des Christentums. Es heißt Gott widerstreben, wenn man einen

andern Weg vorschlägt." Das heißt mit andern Worten: diese Christen und Theologen erklären den Weg Jesu für einen Irrweg. Nicht soll es nach ihnen heißen: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige hinzugefügt werden", sondern: „Trachtet zuerst nach dem Reiche der Welt und seiner Gerechtigkeit, so soll euch das Gottesreich hinzugefügt werden." Aehnlich redet man übrigens nicht nur in Bezug auf die nationale, sondern auch auf jede andere Macht. Man spricht: „Wir wollen eine sozialistische Macht schaffen, so gut wir können. Wir wollen die Menschen da fassen, wo wir sie fassen können und sie zunächst als Bausteine dieser sozialistischen Macht benützen. Da man die Menschen aber am sichersten haben kann, wenn man mit ihrem Egoismus rechnet, so wollen wir sie hier fassen. Haben wir aber einmal die Macht, so soll dann auch der sozialistische Geist an die Reihe kommen." Oder man sagt: „Wir wollen eine genossenschaftliche Gesellschaft aufbauen, eine Gesellschaft, die nicht beherrscht wird durch den Trieb nach gegenseitiger Ausbeutung, sondern durch das Verlangen nach gegenseitiger Hilfe und treue Arbeit für einander; aber weil die meisten Menschen hiefür nicht reif sind, so wollen wir zuerst einmal versuchen, sie bei ihrem kurzsichtigen Gewinnstreben zu fassen, möglichst viel Mitglieder zu bekommen, möglichst viel wirtschaftliche Macht zu gewinnen — später muß man dann sorgen, daß genossenschaftlicher Idealismus diesen Leib beseelt." Und so fort.

So ist der Weg der Welt und des gewöhnlichen Christentums dem Weg Jesu entgegengesetzt. Man geht von der Welt aus und lebt von den Kräften der Welt; von da aus kommt man dann vielleicht zu Gott und seinem Reich. Man erwartet vielleicht, daß Gott diesen Weg segne. Man fügt der Weltlichkeit eine Religion hinzu, die im Grunde nur eine Verklärung der Welt ist. Gott soll die höchste Befriedigung des natürlichen Verlangens der Herzen sein. Er soll für Brot und Macht sorgen, wo man selbst nicht mehr weiter kann; er soll Sieg geben, wo die Kanonen ihn nicht zu verschaffen vermögen; er soll der Welt ihren Willen tun; er soll den Menschen die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit geben, nachdem sie sich doch dem Versucher verschrieben haben.

Liebe Gemeinde! Wer behält recht, der Weg Jesu oder der Weg der Welt?

Werden wir wohl behaupten, daß der Weg der Welt unter allen Umständen sein Ziel verfehle? Nein, das wäre viel zu schablonenmäßig geurteilt. Es mag der Welt gelingen, die Welt zu gewinnen. Wer sein Herz an das Geld gesetzt hat, mag Geld bekommen, wer an die Ehre, mag Ehre bekommen. Wo ein Volk von einem gewaltigen Machtdurst beseelt ist, da mag es schließlich diese Macht erobern. Die Welt gibt ihren Dienern bis zu einem gewissen Grade, was sie zu geben hat. Der Ausläufer auf der Straße von New-York, der ein hundertfacher Millionär zu werden trachtet, mag, wenn er kein Mittel

scheut, eines Tages diese hundert Millionen in den Händen haben, genau wie einst Rom, das machthungrige, die Weltherrschaft genommen hat. Auch werden wir zugeben, daß Gott schließlich auch die niedrigen, aus der bloßen Natur stammenden Triebe und Werke der Einzelnen, wie der Völker für den Aufbau seines Reiches brauchen kann. Er hat dafür Assur, Babylon und Rom gebraucht, er kann dafür auch den heutigen Weltkrieg brauchen. Aber das ändert nichts daran, daß über diesem Wege Gericht ist. Daß es nicht sein Weg ist, zeigt sich besonders an Einem: Die Welt gibt mit all ihren Geschenken eine Zugabe — die Sorge. Unendlich viel Mühe kostet es, diese Dinge zu bekommen und vielleicht noch mehr, sie zu behalten. Das Wort von den Sorgen des Reichtums ist keine Lüge; sie sind verzehrender Art, und Menschen, die des Reichtums wirklich froh würden, wirst du nicht leicht antreffen. Aehnlich verhält es sich mit der Ehre. Es gibt nicht leicht eine schwerere Last. Wie viel Angst um die Erhaltung seines Rufes, seiner Stellung, wie viel heimliche oder offene Kränkung, wie viel Furcht vor vielleicht aufkommenden Nebenbuhlern und Eifersucht gegen vorhandene ist damit verbunden! Es ist ein Gesetz: Welt und Sorge gehören zusammen. Sorge aber ist Knechtschaft. Nun treibt die Sorge aber dazu, immer mehr von den Gütern der Welt zu gewinnen, damit man die Sorge ledig werde, immer mehr Geld, immer mehr Ehre — und der Erfolg ist, daß man nur immer tiefer in Sorge und Knechtschaft gerät. Das gilt aber nicht nur von den Einzelnen, sondern auch von den Völkern. Wie viel Sorge haben sie um die Gewinnung und Erhaltung ihrer Macht! Unaufhörlich haben sie auszuspähen, wo ihnen ein Vorteil winke oder eine Gefahr drohe, unaufhörlich müssen sie Angst haben vor der überlegenen Kriegsrüstung der Andern oder vor einem Bündnis, das sie mit einander schließen könnten. Diese Sorge treibt sie an, immer mehr Macht zu gewinnen, weil sie meinen, mit größerer Macht sei größere Sicherheit gewonnen — bis sie erfahren, daß damit vielmehr die Unsicherheit gewachsen ist. So ist es die Sorge, die sie zuletzt in den Krieg treibt. Wir wissen, daß der Weltkrieg viel weniger deswegen entstanden ist, weil die Völker üble Absichten gegen einander wirklich gehabt, als weil sie sich solche gegenseitig zugetraut haben. So ist das Ende dieses Weges doch der Bankrott.

Und das ist das Zweite, was wir von dem Weg der Welt sagen müssen: er hebt sich selbst auf. Es ist nicht eine fromme Redensart, sondern eine der Grundwahrheiten, die in aller Wirklichkeit waltet, daß das reine Weltwesen in sich eitel ist. Wer den Lebenslauf von Familien verfolgt, die wesentlich auf den Reichtum gestellt sind, der wird in neunzig von hundert Fällen beobachten, wie schon im Leben der erstens großen Geldanhäufer selbst ein gewisser Zerfall eintritt, der dann gewöhnlich schon bei ihren Kindern sehr offenbar wird. Das Gleiche ist bei denen der Fall, deren Hauptleidenschaft der Ehrgeiz

war. Mag das Gebäude der Ehren und Erfolge noch so stattlich gewesen sein, es bekommt eines Tages Risse; vielleicht daß ein Erdbeben es plötzlich und völlig umwirft und der Mann, der vor einigen Wochen noch ein fast allmächtiger Gebieter war, geschmäht und verachtet in die Einsamkeit wandern muß. Und nicht anders geht es im Leben der Völker. Ein großer Teil der Geschichte erzählt uns von Aufstieg und Fall von gewaltigen Reichen, die die Hand nach der Krone der Weltherrschaft ausstreckten, um nach kurzem Glanz zusammenzubrechen. Babylon, Ninive, das Werk Alexanders, die Reiche, die das Schwert des Islam gegründet, sie sind mit merkwürdiger Schnelligkeit von der Höhe des Erfolges in die Tiefe gestürzt. Nicht anders ist es der spanischen, dem portugiesischen, der holländischen Macht und dem Reiche Napoleons gegangen. Und vor allem Rom — das Urbild dieser Reiche! Es ist, als in aller Weltmacht ein Gericht arbeitete, das sie jäh zu Falle bringt, wenn sie's am wenigsten denkt; es ist, als ob ein Tieferes, das in der Menschengeschichte wirkt, der menschlichen Anmaßung, die sich in solcher Machtanhäufung kund tut, spotte und jeden Turm von Babel mit Lust umwerfe. Auch bei modernen Weltreichen können wir die Beobachtung machen, wie genau mit der Steigerung ihrer Macht eine gewisse Verderbnis über sie kommt und mitten in den Sommertag ihrer Herrlichkeit der Schatten der Nemesis fällt. Es ist etwas Dämonisches in dieser Herrlichkeit und der Dämon ist immer unheimlich. Das gilt von allen solchen Gebilden, die auf dem Weg der Welt zustande gekommen sind. Ein Sozialismus, dessen Streben einseitig auf Machtgewinnung gerichtet war, stürzt über Nacht zu Boden, eine Genossenschaftsbewegung, die diese Bahn ginge, würde das gleiche Schicksal erleben. Haben wir es nicht in riesigem Maßstabe an unserer ganzen Kultur erlebt? Die tiefste Meinung dieser Kultur war ohne Zweifel die, durch eine ungeheure Entfaltung der Kräfte der Welt ein Reich des Glückes und der Herrlichkeit auf Erden zu schaffen. Es ist uns auch gelungen, ein Weltreich der Kultur aufzurichten mit seiner besonderen Gerechtigkeit, mit seiner Anbetung des Erfolges, seiner Ueberschätzung der bloßen Technik des Lebens, seiner Verkennung der Seele — und nun erleben wir, daß im Donner der Kanonen, in einer Weltkatastrophe, die ein Weltgericht ist, dieses Reich der Welt, dieses neue Rom, zusammenbricht.

Aber wir hätten eigentlich auch ohne diese Erfahrung wissen können, wohin dieser Weg führt. Ist sie nicht eine Torheit und aller tiefern Lebenswahrheit zuwider, die Meinung, daß man zuletzt zum Gottesreich gelange, wenn man nur entschlossen den Weg der Welt gehe? Sollte es wirklich möglich sein, zum Frieden dadurch zu gelangen, daß man mit einer Menschenabschlachtung beginnt, die unerhört und unausdenkbar gräßlich ist? Ist es denkbar, daß man zum Internationalismus dadurch gelange, daß man den Nationalismus pflegt? Wird eine Anhäufung von Egoismen den Sozialismus ergeben, eine

Sammlung von Profitberechnungen die Genossenschaft? Wird eine Entfesselung der Weltleidenschaft wirklich eine Vorbereitung auf das Gottesreich sein? Das ist jedenfalls nicht die Meinung Jesu. Wer nach ihm ins Gottesreich eingehen will, der muß umkehren. Er muß einen neuen Sinn bekommen, ein neues Wesen annehmen. Das geht keineswegs im Spiel; es kostet Kampf, Selbstüberwindung, Absterben. Das Gottesreich kommt nicht als natürliche, selbstverständliche Folge der Weltentwicklungen, es fordert eine Wiedergeburt der Welt und des Einzelnen und an seinem Wege ragt das Kreuz. Und so tönt uns aus dem Gerichtswetter dieser Zeit die Losung entgegen, die heißt: Umkehr auf einen andern Weg!

Liebe Zuhörer! Wenn der eine Weg falsch ist, so muß der andere recht sein: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen.“ Und nun lasset mich gestehen, daß nach meiner tiefsten Ueberzeugung und Erfahrung dies die oberste Regel ist, die über allem menschlichem Tun stehen muß, daß dies in allen Dingen, die immer ein Mensch zu erledigen haben mag, ohne Ausnahme der Weg ist. Von oben mußt du anfangen, nicht von unten, von der Seele, nicht vom Leib, vom Geist, nicht von der Masse, von Gott, nicht von der Welt. Wenn du den größten Erfolg haben sollst, so darfst du am wenigsten nach dem Erfolg fragen; wenn du sicher sein willst, daß du den richtigen Weg gehst, so bekümmere dich ausschließlich darum, welches der Weg des Rechten und Guten, welches Gottes Weg und Wille ist. Tue Gottes Willen und frage entschlossen nach nichts anderem; gehe auf Gottes Weg, so wie du ihn verstehst, und alles andere wird gut.

Lasset uns wenigstens in Kürze andeuten, was für eine Umwälzung der Welt sich aus dieser Taktik ergibt. Sie bedeutet, auf die Völker angewendet, daß sie an die Stelle der Frage: „Was muß ich tun, um zu Macht und Ehre zu gelangen?“ die andere setzen: „Wie werde ich den Aufgaben gerecht, die mir durch die Geschichte gestellt sind? Habe ich überhaupt eine Aufgabe, die mir ein Daseinsrecht vor Gott und vor den Menschen gibt?“ Da wird ein Volk dann, anstatt einen Krieg zu beginnen, der ihm eine sogenannte Großmachtstellung erhalten oder verschaffen soll, sich besinnen, ob es nicht wichtiger wäre, zunächst einmal seine sozialen Verhältnisse im Geiste der Gerechtigkeit zu ordnen; es wird bedenken, ob wohl eine Großmachtstellung einen Sinn hätte und Bestand verspräche, wenn in einem Volke ungesunde Zustände herrschten, und ob nicht umgekehrt ein Volk, das zunächst einmal selbst im Zentrum seines Lebens gesund und stark geworden wäre, ganz von selbst auch den Einfluß im Rate der Völker bekäme, den es verdiente. Es ist eine seltsame Verirrung, wenn heute auch geistig bedeutende Männer behaupten, der „Gedanke“ ihres Volkes müsse in der Welt mehr bedeuten, und dies geschehe, wenn das Volk mehr Macht gewinne. Als ob es sich nicht umgekehrt so verhielte, daß in dem Maße, als in einem Volke große und starke

Gedanken wachsen, auch die Bedeutung dieses Volkes für das Leben der Menschheit zunimmt. Am meisten aber haben bis jetzt in der Geschichte die Völker bedeutet, wenn sie sich selbst vergaßen und die großen Aufgaben des Menschentums oder des Gottesreiches ergriffen. Welches Volk ist denn das einflußreichste der Geschichte geworden? Etwa die Assyrer oder Babylonier mit ihrem kriegerischen und kulturellen Glanz, oder Rom, das weltgebietende? Nein, vielmehr jenes Völklein, das in seiner Kleinheit und Schwäche immer wieder unter den Fuß dieser Weltmächte geriet, wo sich aber in entscheidenden Augenblicken immer wieder ein Mensch oder ein ganzer Kreis von Menschen fand, die sich Gottes großen Gedanken zur Verfügung stellten und ihnen Treue hielten in Not und Sturm und Finsternis. So ist Israel mehr geworden als Rom. Aus diesem Israel ist an der Wende der Zeiten der Mensch hervorgegangen, der als ein Einzelner, ohne Macht und Glanz, in Knechtsgestalt wandelnd ein kurzes Leben lebte und einen Tod der Schande starb, von allen Weltmächten, auch einer weltlichen Religion, befeindet und getötet, der aber Eines tat, was keine der Weltmächte tat: der Gott im Menschen vertrat und verkörperte, Gottes Kraft und Leben aufschloß, sein Reich aufleuchten ließ auf Erden. Dieser Mann ist stärker geworden als alle Weltreiche, sein Leben und Sterben die Erlösung der Welt vom Bann der Todesmächte, seine Niederlage der größte Sieg. Vor diesem Manne am Marterholz erblaßte der Cäsar auf seinem goldenen Thron. Der Geist, der von diesem Manne ausging, erhielt das, was an dem Werke Roms des Lebens wert war und rief eine neue Welt ins Leben. Wo dieser Geist ein Volk berührte, da blühte es auf und wurde auch als Volk groß. Was hat Deutschland seine wahre Größe gegeben? Nicht seine kriegerischen Taten, alte und neue, sondern die Tatsache, daß es mehr als einmal seine Seele an eine Sache hingab, die Sache der Menschheit, die die Sache Gottes war, und daran sein Leben wagte, besonders jene eine Tat, daß es im sechzehnten Jahrhundert sich dem Werk der Erneuerung des Geistes Christi hingab und im siebzehnten Jahrhundert während dreißig furchtbaren Kriegsjahren dafür beinahe verblutete. Daraus ist ihm bis auf diesen Tag sein bestes Leben gequollen. Wie ist das englische Weltreich entstanden? Etwa durch die bloße Gunst des Schicksals oder eine Reihe von Taten der List und Gewalt? Nein, vielmehr durch die Tatsache, daß namentlich im siebzehnten Jahrhundert im englischen Volke eine religiöse Erhebung stattfand, deren heilige Glut und gewaltige Kraft bis auf diesen Tag nachwirkt. Was ist's, das unsere Schweiz, der kleinen, ihre Größe verliehen hat? Etwa unsere Freiheitsschlachten? Auch diese haben ihr Verdienst gehabt, aber was uns geistig gehoben und getragen hat bis zu dieser Stunde, das ist der Geist und das Werk von Zwingli und Kalvin, dem unser Volk sich zum Träger hergegeben hat. Was unsere Geschichte an Werken der Kultur, an äußerem Gedeihen, an Stunden der Ehre und des Glückes aufzuweisen

hat, ist zum größten Teil aus dieser tiefsten Quelle geströmt. Gewaltig predigt uns die Geschichte die Wahrheit: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch das Uebrige zufallen."

Und es ist auch heute so: das Volk, dessen Name am hellsten in der Geschichte strahlen wird, wird nicht das sein, das am meisten Siege auf dem Schlachtfelde erringt, sondern das Volk, das sich einem großen Gottesgedanken, einer großen Gottesaufgabe der Gegenwart oder Zukunft hingibt, dafür streitet und leidet. Welches Volk wird es sein? Und wer will seinem Volk Führer auf diesem Wege sein? Heute meinen so viele von denen, die zu einer geistigen, ja religiösen Führung ihres Volkes berufen sind, sie müßten durch Dick und Dünn mit ihrem Volke gehen, müßten für seine Weltreichstellung eintreten, seine Tugenden preisen und seine Fehler entschuldigen oder leugnen. Sie nehmen sogar die Wahrheit des Gottesreiches und stellen sie in den Dienst des nationalen Machtstrebens. Wenn sie den Weg gehen wollten, den die wirklichen Gottesmänner des alten und neuen Bundes gegangen sind, dann müßten sie das Umgekehrte tun: ihr Kampf müßte sein, daß ihr Volk nicht im gewollten oder gefundenen Gewinn der Welt Schaden leide an seiner Seele, sie würden gegen den Rausch der Welt Gottes Sache vertreten — vielleicht unter schwersten Leiden — aber so ihrem Volke den höchsten Dienst tun, den es gibt.

Es leuchtet ein, wie von hier aus auch das Zusammenleben der Völker umgestaltet werden müßte. Auf diesem Wege wäre der Weltfriede gesichert. Denn nun wäre jene Sorge von den Völkern genommen, die sie gegen einander hetzt. Nun auch der unruhige Machtdrang. Denn nun ruhten sie sicher und froh in dem Glauben, daß sie, solange sie redlich an der Lösung ihrer göttlichen Aufgabe arbeiteten, darin besser geborgen seien, als im Schutz von Riesenflotten und Millionenheeren. Das ist wirklicher Gottesglaube, Glaube an den lebendigen Gott, den Gott Christi. Das ist der Gott, der nicht bloß das letzte Wort der Leidenschaft der Welt ist, sondern der Gott, dessen Wille die einzige wahre Macht ist, der Gott, der dem Menschen nicht einfach zu willen ist, wenn er auf seinem weltlichen Wege nicht mehr weiter kommt, der aber dem Menschen, der auf seinem Wege geht, die unbedingte Gewißheit gibt, daß er in dem, was er braucht, nicht im Stiche gelassen wird. Dieser Gott ist unser Friede, während der andere Krieg erzeugt.

Das ist aber der Weg überhaupt für jede gute und große Sache. Nicht um des Erfolges willen das Große, das man will, verleugnen, sondern in dessen treuer Bewahrung den Erfolg suchen! Nicht meinen, daß das Höhere von selbst komme, wenn man das Niedrigere pflege, sondern glauben, daß vom Höheren her auch das Niedrigere gesegnet werde! Sich nicht der Natur ausliefern, in der Meinung, sie führe von selbst zum Geist, sondern den Geist suchen, der die Natur erlöst! Nicht zuerst die Welt suchen, um auf ihren Stufen zu Gott zu ge-

langen, sondern Gott suchen, der aus seiner Schöpfertiefe immer wieder Welten schafft! Wenn wir zum Internationalen kommen wollen, so können wir es dadurch, daß wir alles Menschenverbindende heute dreimal so stark als sonst betonen. Wenn wir zum Frieden gelangen wollen, dann müssen wir alles tun und alles sagen, was aus dem Frieden stammt und das Reich des Friedens baut. Wenn wir Sozialismus wollen, dann haben wir damit zu beginnen, daß wir aus dem Geiste des Sozialismus handeln. Wenn wir Genossenschaftlichkeit wollen, dann laßt uns zuerst dafür sorgen, daß Genossenschaftsgeist unter uns sei. Wenn wir das Gottesreich wollen, dann müssen wir die Kräfte des Gottesreiches in möglichster Reinheit zur Geltung bringen. Dann wird das Uebrige hinzugefügt! Das ist das Gesetz der Welt Gottes. Dann kommt zu seiner Zeit auch die Macht, die gut und nötig ist. Dann kommt auch äußeres Gedeihen. Von innen strömt der Segen nach außen. Der Geist baut sich den Körper. Vom Gottesreich her blüht alles natürliche Leben auf. Ohne die Sorge des reinen Weltdienstes wird es hinzugefügt. Während auf dem Weg der Welt auch die Welt verloren geht, gehört dem Gottesreich zuletzt auch die Welt.

Aber wenn die Welt auf diesen Weg kommen soll, müssen zuerst Einzelne ihn gehen. Er ist nicht leicht. Wenn auch dieser Weg eine sichere Verheißung hat, so können ihn doch nur tapfere Seelen betreten. Es bedarf dazu des Vertrauens. Wir müssen dazu vieles aufgeben können, vielleicht die ganze bisherige Existenz. Aber wie, wenn dieser Weg gerade auch für jeden Einzelnen seine Erlösung wäre?

Ich meine tatsächlich, liebe Freunde, daß mit unserer Lösung nicht nur für die Welt im Allgemeinen, sondern auch jedem von uns für sein persönliches Leben das gesagt sei, worauf es ankommt. Es enthüllt sich von da aus das Geheimnis unserer Verirrungen und Mißerfolge. Ich will nicht von denen reden, die sich ganz und gar auf den Weg der Welt begeben haben und nun seine Sorge und sein Gericht ernten. Wir wollen nicht zu ihnen gehören, sonst wären wir ja nicht hier. Aber einen großen Fehler haben wir vielleicht doch gemacht und machen ihn fortwährend: wir wollen zwar Gott dienen, aber zuvor die Welt in Ordnung bringen; wir wollen nach dem Reiche Gottes trachten, aber es soll nicht zuerst, sondern, wie sich ziemt, zuletzt kommen. Ganz besonders bleiben wir dabei am Gelde hängen. Wir wollen uns nicht dem Gelde verkaufen, aber soweit müssen wir doch für uns sorgen, daß wir nicht ganz auf's Unsichere gestellt sind. Wenn wir mit unserm Trachten nach dem Gottesreiche bis zu dem Punkte kommen, wo wir hier völlig auf's Unsichere stoßen, so kehren wir um. Und so tun wir in andern, verwandten Dingen. Was aber ist die Folge dieser Halbheit? Daß wir weder der Welt noch Gottes froh werden. Gewöhnlich verlieren wir auch die Welt. Darf ich nicht an eine der tiefsten Lebenserfahrungen

erinnern, die gewiß nicht Wenige von uns gemacht haben? Wir sollten einen Weg gehen, von dem wir wußten, daß er der rechte sei. Aber auf diesem Wege warteten gewisse Nöte, gewisse Schwierigkeiten. Auf einem andern schienen diese zu vermeiden. Wir betraten ihn und was erfuhren wir? Wir erfuhren, daß auf diesem Weg sich jene Nöte und Schwierigkeiten erst recht einstellten. Wir verloren das Höhere und bekamen das Andere nicht. Und haben wir nicht auch das Gegenteil erfahren: daß wir auf einen Weg traten, den wir für den rechten hielten, wo uns aber die schwersten Gefahren drohten, und siehe, diese Gefahren ließen sich überwinden oder erwiesen sich als nicht vorhanden, üble Verstrickungen lösten sich, Wege der Hilfe taten sich auf, alles wurde zuletzt gut. Haben wir uns ob solchen Erfahrungen, den guten und üblen, nicht immer wieder Eines gesagt: Nur auf dies käme es an, daß wir ganz und fest würden im Rechten, und alles würde recht; nur auf dies käme es an, daß wir Gott unbedingt trauten und die Welt läge unter unsern Füßen. Wir gingen mit Siegerhaltung, wo wir jetzt unter einem Joche schreiten. Nur Gottes Wirklichkeit trauen und du erlebst immer wieder das hohe Wunder, das Wunder, daß er ist und regiert! Wie ganz anders würde von da aus unser Verhältnis zu den Menschen; wie ganz anders behandelten wir unsere Gesundheit, unser Geld! Wie hätten wir Fülle, wo wir jetzt arm sind; wie wären wir frei, wo wir jetzt Sklaven sind! Es ist nun einmal so: wie die Welt ihren treuen Dienern ihre Gaben, so gibt das Gottesreich den seinen, aber nur wenn sie ihm ganz dienen! Aber wer ihm wirklich dient, der wird dadurch, daß er sich der Sache Gottes hingibt, selbst erlöst.

Liebe Zuhörer! Die zwei Wege liegen nun vor uns, wir haben zu wählen. Aber nicht nur jeder von uns als Einzelner, sondern die ganze Welt ist heute vor diese Entscheidung gestellt: entweder geht sie den jetzigen Weg weiter und dann ist das Ende der Abgrund, oder sie kehrt um, dann blüht sie, die verheerte, aus den Tiefen Gottes her wieder auf und es beginnt ein neuer Tag Gottes und des Menschen. Die Entscheidung der Welt besteht aus Entscheidungen der Einzelnen und diese hängen zusammen mit der Krise der Welt. Es ist eine furchtbare Krise, ein Sterben, aber wir wollen dafür dankbar sein, daß wir vor die Frage gestellt werden, ob wir wahrhaft leben wollen oder nicht. Wie aus der sinkenden Titanic tönt es aus dem Zusammenbruch unserer Kultur: „Näher, mein Gott, zu Dir!“

L. Ragaz.